»Ich merkte: Volker kriegt das nicht hin. Da habe ich ihn untergehakt«

Der Linke Bodo Ramelow und der einstige CDU-Hardliner Volker Bouffier kennen sich seit 55 Jahren. Erst waren sie Gegner – später wurden sie Freunde. Und alles begann bei Karstadt

Von Stephan Lebert und Caterina Lobenstein, DIE ZEIT, 30.12.2025

Ein Bürogebäude des Deutschen Bundestags, an einem Dezemberabend, die Gänge sind leer, die meisten Büros schon dunkel. Ein älterer Herr in Anzug und Krawatte passiert die Sicherheitsschleuse: Volker Bouffier, 74, Urgestein der CDU und früherer Ministerpräsident von Hessen. Er nimmt den Aufzug nach oben. Dort wartet Bodo Ramelow, 69, Abgeordneter der Linken und Vizepräsident des Bundestags, außerdem Ex-Regierungschef von Thüringen. Die Aufzugtür öffnet sich, Ramelow breitet die Arme aus, Bouffier strahlt. Schulterklopfen, großes Hallo. Ramelow führt Bouffier in sein Arbeitszimmer: ein stattlicher Schreibtisch, Blick auf den Reichstag. Bouffier staunt (»Mensch, Bodo, dolles Büro!«), Ramelow plaudert über sein Amt als Abgeordneter (»Eigentlich wollte ich ja in Rente gehen«). Die Parteien der beiden Männer trennt ein sogenanntes Unvereinbarkeitsgebot: ein Beschluss der Christdemokraten, niemals mit den Linken zusammenzuarbeiten. Dennoch sind Bouffier und Ramelow einander eng verbunden. Als Bouffier 2022 aus der Politik ausschied, hielt die rührendste Abschiedsrede kein CDUler, sondern: Bodo Ramelow.

DIE ZEIT: Wo sind Sie beide sich zum ersten Mal begegnet?

Bodo Ramelow: Das war wahrscheinlich in einem der Aufzüge der Gießener Karstadt-Filiale. Aber genau kann ich mich an die erste Begegnung nicht erinnern. Ich habe im Keller gearbeitet, Volker im vierten Stock. Er war der lange Lackel, ich der kleine Dicke. Ich habe dort von 1970 bis 73 meine Ausbildung gemacht. Wann bist du dazugekommen, Volker?

Volker Bouffier: Auch 1970. Ich habe während meines Studiums als Aushilfe gearbeitet, samstags und in den Semesterferien. In der Heimwerkerabteilung: Werkzeuge, Farben, Gartengeräte. Ausgerechnet ich! Ich glaube, ich kann viel, aber heimwerken kann ich gar nicht. Dafür konnte ich ganz gut verkaufen. Als die ersten Grills kamen, haben wir auch Grillkohle verkauft, und dann fragte man: Haben Sie auch eine Schaufel? Und schon war die Schaufel verkauft.

ZEIT: Trugen Sie eine Uniform?

Ramelow: Ja, ich habe einen weißen Kittel getragen und immer Krawatte.

Bouffier: Da herrschte noch Zucht und Ordnung. Ich weiß noch, wie der Chef hieß. Becker ...

Ramelow: Ja, der Becker. Ein eisenharter Mann. Jeden Abend ging er mit seiner Entourage durch die Filiale, und man durfte ihn auf keinen Fall ansprechen. Wenn man Mist gebaut hatte, wurde man zurechtgeputzt, aber nicht von ihm. Dafür hatte er seine Leute.

Bouffier: Das Schlimmste war das Stehen. Stunden und Stunden: immer stehen. Auf keinen Fall durfte man sich hinsetzen. Immer musste man lächeln und freundlich sein. Und man hätte sich so gern mal irgendwo angelehnt! Bis heute habe ich größten Respekt vor den Menschen, die in einem Kaufhaus arbeiten.

ZEIT: Herr Ramelow, welchen Beruf haben Sie bei Karstadt erlernt?

Ramelow: Ich habe eine Ausbildung zum Lebensmittelkaufmann gemacht, Spezialgebiet Wild und Geflügel. Karstadt Gießen war der größte Wildabnehmer der ganzen Region. Alles, was auf Treibjagden geschossen wurde, kam zu uns. Wir drei Auszubildenden hatten die Aufgabe, die Hasen abzuziehen, zu öffnen und küchenfertig zu machen. Rehe, Hirsche, Wildschweine. Ich habe das gelernt und kann es bis heute. Wir Lehrlinge haben das gerne macht. Das Problem war nur: Man roch danach etwas streng. Den Geruch hat man nur schwer aus den Klamotten herausbekommen.

ZEIT: Warum haben Sie das gerne gemacht?

Ramelow: Wegen des Geldes. Es gab für ein Hasenfell eine Mark fünfzig, für ein Rehfell drei Mark fünfzig, für ein Wildschweinfell fünf Mark und für das eines

Hirschen sieben Mark fünfzig. Das wurde verkauft, und das Geld bekamen wir Auszubildenden als Prämie obendrauf.

ZEIT: Wie hoch war der Stundenlohn?

Ramelow: Zwei Mark zwanzig.

ZEIT: Wie politisch waren Sie damals?

Ramelow: Ich habe 1972 bei Karstadt das Misstrauensvotum gegen Willy Brandt verfolgt. Ich weiß noch gut, wie wir unten im Keller, im Lager der Lebensmittelabteilung, alle am Transistorradio hingen. Während der Abstimmung war keiner von uns Beschäftigten draußen im Laden. So etwas Prickelndes wie den Moment dieser Abstimmung hatte ich noch nie erlebt. Brandt hat mich natürlich geprägt, der Aufbruch, der mit ihm verbunden war: mehr Demokratie wagen, der Kniefall von Warschau, die Auseinandersetzung mit Franz Josef Strauß, die Zeit des Antikommunismus in Westdeutschland. Was für ein Jubel bei uns ausbrach, als das Ergebnis bekannt gegeben wurde: Brandt bleibt Bundeskanzler!

ZEIT: Herr Bouffier, wir vermuten, für Sie war das kein Freudentag.

Bouffier: Das stimmt. Ich war schon bei der Jungen Union, und wir wollten natürlich, dass Rainer Barzel Kanzler wird. Ich komme aus einer alten CDU-Familie, mein Großvater hatte im Herbst 1945 die CDU mitbegründet, er war ein alter Zentrumsmann. Aber in Hessen war damals alles rot. Meine Heimatstadt Gießen war sozialdemokratisch geprägt, meine Jura-Kommilitonen waren auch alle bei der SPD. Wenn du was werden wolltest, musstest du zu den Sozis gehen. Und dann gab es noch ein paar Bekloppte, die waren da nicht. Ich war trotz allem Schulsprecher geworden und gefühlt der einzige zwischen Darmstadt und Kassel, der nicht links war. Wenn ich bei Versammlungen mit anderen Schulsprechern ans Rednerpult ging, flogen manchmal Eier. Das hat mich abgestoßen, diese Intoleranz der Linken. Die wollten mir nicht zuhören, die wollten mich fertigmachen. Meine damalige Freundin hatte einen kleinen Renault R4. Vier Mal sind uns die Reifen zerstochen worden.

ZEIT: Wie kann man sich den Stadtverband der Jungen Union Gießen von damals vorstellen?

Bouffier: Meinen ersten Tag dort werde ich mein Leben nicht vergessen! Ich war 17, die anderen schon um einiges älter. Die saßen da und haben sich gegenseitig die Leitartikel der *FAZ* vorgelesen, die kamen mir vor wie alte Männer. Wenig später war ich der Vorsitzende von diesem Laden und habe alles anders gemacht. Als Erstes führte ich Gitarrenabende ein – zum Entsetzen der alten CDUler, die behandelten mich deshalb fast wie einen Kommunisten. Aus dieser Zeit stammen meine Verbindungen zu Franz Josef Jung, Roland Koch und den anderen. Wir wollten zuerst die Partei verändern und dann das Land. Das ist uns ja auch gelungen. Irgendwann gewannen wir alle Wahlkämpfe, egal ob Landtag oder Bundestag. Im roten Hessen!

ZEIT: Herr Ramelow, was hat Sie politisch geprägt?

Ramelow: Ich komme auch aus einer konservativen Familie. Zur Gewerkschaft kam ich, weil ich bei Karstadt Jugendvertreter war und da gemerkt habe: Mir fehlt Bildung, mir fehlt Wissen, großes Maul allein reicht nicht. Zum Linken geworden bin ich über die Bildungsprogramme der Gewerkschaft.

ZEIT: Mochten Sie beide sich während dieser Karstadt-Jahre?

Bouffier: Das kann man so nicht sagen. Wir hatten damals wenig miteinander zu tun. Wir wussten, dass es uns gibt, aber viel mehr war da nicht.

Ramelow: Wir sind uns selten begegnet. Die Studenten und die Lehrlinge, das waren zwei verschiedene Welten. Aber die Erinnerung an diese Zeit hat uns später sicher geholfen. Als wir viele Jahre danach Ministerpräsidenten in Thüringen und Hessen waren, haben Volker und ich eine Freundschaft, eine Vertrauensbasis entwickelt, die wahrscheinlich kein anderer so hatte.

ZEIT: Wir möchten von Ihnen in diesem Gespräch wissen, wie ein solches Vertrauen wachsen kann, über politische Gräben hinweg. Welches Rezept Sie haben, um Gegensätze auszuhalten. Wann begann Ihre Annäherung?

Ramelow: Erst einmal bewegten wir uns voneinander weg. Volker wurde Vorsitzender der Jungen Union Hessen – ich Gewerkschaftssekretär. Volker karrte zu einer Veranstaltung Franz Josef Strauß ran – ich war die Abteilung Trillerpfeife vor dem Zelt. Nach der Wiedervereinigung ging ich nach Thüringen und wurde dort Landesvorsitzender der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen. Volker hat

mir früher ja immer zugerufen: »Geh doch rüber!« Dann kam 89 – und da habe ich das gemacht.

Bouffier: Ich wurde wenig später Landtagsabgeordneter und stellvertretender Vorsitzender der hessischen CDU. Von da an sind wir uns häufiger begegnet. Thüringen und Hessen haben mehrere gemeinsame Verbände, eine gemeinsame Landesbank, da saßen wir oft in denselben Gremien.

Ramelow: Volker war damals viel in Thüringen, er hat die CDU dort mit aufgebaut. Ich hatte aber nicht den Drang, mit ihm über irgendwas zu reden. Ich bin ihm aus dem Weg gegangen. Für mich warst du das Feindbild. Als du Ende der Neunziger Innenminister in Hessen wurdest, nannten wir dich den »schwarzen Sheriff«. Ständig hast du irgendwelche Polizeigesetze verschärft. Ich war nicht gerade dein Fan-Boy.

Bouffier: Kann ich nachvollziehen.

ZEIT: Wann änderte sich das?

Ramelow: Das hängt mit dieser lustigen Geschichte aus dem Jahr 2014 zusammen, die erzähle ich! Ich war gerade frisch gewählter Ministerpräsident von Thüringen und hatte meinen ersten Tag im Bundesrat. Ich kam ins Bundesratsgebäude rein, lief durch einen langen Gang. Überall standen Journalisten, die Kameras auf mich gerichtet. Ich war der erste linke Ministerpräsident, und die Medien wollten wissen: Wie gehen die anderen jetzt mit dem Ramelow um? Die SPD-geführten Länder hatten angekündigt, dass sie mich nicht sofort in ihre Runde aufnehmen wollen. In die Runde der CDU-Länder gehörte ich erst recht nicht rein. Ich wusste also schon beim Reingehen: Ich, der Neue, werde an diesem Morgen ganz allein rumsitzen. Und da sehe ich plötzlich in dem langen Gang: Volker Bouffier!

Bouffier: Den schwarzen Sheriff!

Ramelow: Wenn Volker in sich versunken ist, sind seine Mundwinkel immer ganz unten, an den Fußsohlen. Aber als er mich sah, da gingen seine Mundwinkel hoch. Und dann stand er vor mir, grinste und rief mit seiner tiefen Stimme: »Ramelow, hahaha! Weißt du noch? Wir waren zusammen bei Karstadt!« Da war das Eis gebrochen. Volker hat mir das Gefühl gegeben: Da nimmt mich jemand mit.

ZEIT: Herr Bouffier, Sie hatten zu der Zeit eine gewisse Erfahrung damit, dem politischen Gegner die Hand zu reichen. Sie hatten in Hessen gerade die schwarz-grüne Koalition eingefädelt.

Bouffier: Damals war die FDP im Bund rausgeflogen und in Hessen mit fünf Komma irgendwas gerade so drin. Wir konnten also nur noch mit der SPD regieren oder mit den Grünen. Ich weiß noch, wie Sigmar Gabriel zu mir kam und sagte: »Mach keinen Scheiß!« Die Grünen hatten damals die Schnauze voll von Opposition und wollten endlich mal regieren. Die haben Signale ausgesandt. Und ich habe mit Tarek Al-Wazir erste Zweiergespräche aufgenommen.

Zwischen der CDU und den Grünen in Hessen herrschte eine legendäre Feindschaft. Alfred Dregger, bekanntester Vertreter des nationalkonservativen »Stahlhelmflügels« der CDU, stammte aus Hessen. Ebenso der Grüne Joschka Fischer, der als Sponti Steine geworfen hatte und später in Turnschuhen zur Vereidigung als hessischer Umweltminister kam. Bei Protesten, etwa gegen das Atomkraftwerk Biblis oder die Startbahn West, trafen grüne Demonstranten auf Polizisten, die dem CDU-Innenministerium unterstanden. Volker Bouffier, erst Innenminister und ab 2010 Ministerpräsident von Hessen, lieferte sich heftige Wortgefechte mit dem grünen Landeschef Tarek Al-Wazir. Als die beiden nach der Wahl 2013 die erste schwarz-grüne Koalition aushandelten, sprachen die Medien von einer »Sensation«.

ZEIT: Die Beleidigungen, die Wunden, die Sie und die Grünen einander zugefügt hatten – konnten Sie die einfach so beiseiteräumen?

Bouffier: Ach, ich mochte den Tarek als Typen eigentlich. Aber die grüne Partei, das war für uns natürlich eine fremde Welt. Die Birkenstockträger! Die Körnerfresser! In unseren Augen hatte keiner von denen jemals richtig gearbeitet. Andersherum war es genauso. Tarek hat mir später mal gesagt: »Ihr wart für uns das Reich der Finsternis.«

ZEIT: Haben Sie so eine Art inneren Reset-Knopf, der das alles vergessen macht?

Bouffier: Nein, mir war schon klar, dass das nicht einfach werden würde. Ich habe zu Tarek gesagt: Passt auf, ich bin bereit, ganz neue Wege zu gehen. Ich bin bereit, zu sagen: Es könnte sein, dass ihr recht habt. Was ich von euch erwarte, ist die gleiche

Bereitschaft. Wenn wir uns wechselweise nur sagen, wie blöd wir uns finden, dann können wir uns die Zeit sparen.

Ramelow: Das war ein besonderes Modell in Hessen. Ich habe oft neidisch auf euch geguckt.

ZEIT: Warum ist dieses Modell geglückt?

Bouffier: Weil wir uns vertraut haben. Vertrauen ist das A und O. Ich habe den Grünen zu Beginn gesagt: Ihr müsst wissen, mit mir gibt es keinerlei öffentliche Stellungnahmen während der Koalitionsverhandlungen. Wenn irgendwas rauskommt, ist die Sache beendet. Der schwarze Sheriff und die Grünen, das war für die Presse eine super Story. Nach jeder Verhandlungsrunde gaben unsere Pressesprecher den Journalisten dieselbe Antwort: »Die Atmosphäre war gut, das Essen war kalt, schönen Tag noch!« Die Journalisten hielten das am Anfang für eine Frechheit. Aber mit der Zeit haben sie sich daran gewöhnt. Und so haben wir das dann immer gehalten.

Ramelow: Euer Erfolgsrezept war der Satz: »Es kann sein, dass der andere recht hat«. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf die Welt zu gucken, das ist das Geheimnis, um überhaupt was bewegen zu können.

ZEIT: Sie haben fast zehn Jahre lang mit den Grünen regiert.

Bouffier: Und in diesen zehn Jahren gab es keine einzige Pressemeldung der Grünen, aber auch keine der CDU, in der einer sich über den anderen ausgelassen hat.

ZEIT: Heute gibt es einige Unionspolitiker, die gar nicht genug davon bekommen können, über die Grünen herzuziehen.

Bouffier: Mir geht es immer zuerst um den Menschen. Wenn der meine Meinung teilt, freue ich mich. Wenn nicht, dann respektiere ich das. Alles zu reduzieren auf einen ideologischen, politischen Kern, das finde ich furchtbar. Das war nie meine Linie.

ZEIT: Wie sind Sie mit Streitthemen umgegangen?

Bouffier: Wenn Sie lange genug Regierungserfahrung haben, spüren Sie, wenn Sie vor einer Koalitionsrunde vielleicht noch ein Vieraugengespräch führen müssen. Es macht keinen Sinn, jemanden vor zwanzig Leuten niederzumachen.

ZEIT: Herr Ramelow, Sie waren 2020 in einer ähnlichen Situation.

Ramelow: Ja, ich war sozusagen die andere Experimentierbude. Die erste Dreierkoalition. Und die erste Minderheitsregierung, die tatsächlich als Minderheitsregierung funktioniert hat.

Bodo Ramelow war von 2014 bis 2024 Ministerpräsident von Thüringen. Bei der Landtagswahl 2019 erhielt die Linke die meisten Stimmen, die bis dahin bestehende rot-rot-grüne Koalition verlor aber die Mehrheit. Ramelow wollte daraufhin eine Minderheitsregierung bilden und vertraute auf die Unterstützung der CDU. Die jedoch wählte gemeinsam mit der FDP und der AfD den Liberalen Thomas Kemmerich zum Ministerpräsidenten – ein Tabubruch, der Thüringen in eine Regierungskrise stürzte und Kemmerich zum Rücktritt zwang. In einem späteren Anlauf wurde Ramelow doch noch Ministerpräsident. Er, der Linke, war fortan auf die Unterstützung der CDU angewiesen.

ZEIT: Wie lief das Experiment?

Ramelow: Das war für uns alle ein Lernprozess. Parteien neigen dazu, auf ihren Parteitagen die Revolution zu beschließen und dann im Koalitionsausschuss den Regierungspartner niederzumachen, so wie du es beschrieben hast, Volker. Da wird der andere genötigt, eine Haltung einzunehmen, bei der klar ist, dass er sie vor seinen eigenen Leuten nicht verteidigen kann. Das kann nicht funktionieren. Das produziert nur Schaden.

ZEIT: Während Ihrer Zeit als Gewerkschafter haben Sie Arbeitskämpfe geführt, später waren Sie als Schlichter tätig, etwa bei den Bahnstreiks. Wie findet man zueinander, wenn die Ausgangslage vertrackt ist?

Ramelow: Man klärt erst mal, was die Ausgangslage ist: Worüber wird gestritten? Wo liegen die Differenzen? Darüber sind sich die Konfliktparteien oft gar nicht einig. Wenn dann unterschiedliche Sichtweisen im Raum stehen, darf man die nicht werten, man muss sie akzeptieren. Dann erst kann man sich aufeinander zubewegen. Das Wichtigste ist: Alle müssen die Nase im Gesicht behalten. Es darf keine reinen Verlierer geben, auch nicht beim schlimmsten Kompromiss.

ZEIT: Was war Ihr schlimmster Kompromiss?

Ramelow: Bischofferode 1993. Ich habe dort die Bergleute unterstützt, die in einen Hungerstreik getreten waren, um die Schließung ihrer Kali-Grube zu verhindern. Am Ende wurde die Grube dichtgemacht, aber ich habe um den Anstand und die Würde der Bergleute gekämpft. Darum, dass sie ihren Betrieb nicht als geprügelte Hunde verlassen mussten, sondern wenigstens eine verlängerte Beschäftigungsgarantie und eine ordentliche Abfindung erhielten.

ZEIT: Als Sie Ministerpräsident wurden, waren Sie in der Runde der Länderchefs einer der ganz wenigen ohne Abitur, ohne Studium. Ihr Spruch war immer: Ich bin Lebenspraktiker, ich bin geprägt durch Wunden, durch Niederlagen, durch Schmerzen.

Ramelow: Das ist kein Spruch. Das ist so. Das sind Lebenserfahrungen. 2002 habe ich den Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt erlebt. Einer der Toten war ein Parteifreund, der dort Lehrer war. Als Oppositionsführer im Thüringer Landtag habe ich mich viel mit den Akten zu dem Fall beschäftigt, anderthalb Jahre lang habe ich Auskunft über das Massaker gegeben. Zugleich traute ich mich nicht, auch nur in die Nähe dieser Schule zu gehen. Wir akzeptieren als Gesellschaft nicht so gern, dass auch Politiker psychologische Probleme haben können. Trotzdem habe ich mir irgendwann Hilfe geholt. Ich habe eine Therapie gemacht, um das für mich abschließen zu können.

ZEIT: Mittlerweile wohnen Sie ganz in der Nähe der Schule.

Ramelow: Ja, vier Häuser weiter. Wenn ich mit dem Hund Gassi gehe, komme ich direkt an der Schule vorbei.

ZEIT: Herr Bouffier, auch Sie haben einen Parteifreund durch ein Attentat verloren: Walter Lübcke. Er wurde auf der Terrasse seines Wohnhauses erschossen, von einem Rechtsextremisten, der der AfD nahestand. Was für Erinnerungen haben Sie an ihn?

Bouffier: Ich kannte Walter Lübcke seit mehr als vierzig Jahren, aus den Junge-Union-Zeiten. Wir waren befreundet. Wir haben Skat gespielt. Wir haben politisch so viele Dinge gemeinsam vorangebracht. Ich habe ihn damals zum Regierungspräsidenten von Kassel gemacht, das war sein großer Wunsch. Die Nachricht von seiner Ermordung war für mich ein schwerer Schlag in die Magengrube. Ich wollte nur still trauern und

gar nichts sagen. Aber das geht nicht als Ministerpräsident. Da musst du ans Mikrofon. Das ist mir sehr schwergefallen.

ZEIT: Aus heutiger Sicht: Haben Sie die Gefahr von rechts außen unterschätzt?

Bouffier: Nein, das würde ich nicht sagen. Ich hatte diese Kerle schon immer im Blick. Aber dass diese Leute Menschen erschießen, das war außerhalb meiner Vorstellungswelt.

ZEIT: 2011 kamen die Terroranschläge des NSU ans Licht. Einer der Morde ereignete sich in Hessen, in der Zeit, als Sie Innenminister waren. Politiker der Linken und anderer Parteien warfen Ihnen vor, die Aufklärung zu behindern.

Bouffier: Es gab dazu einen Untersuchungsausschuss, ich habe zwölf Stunden dort gesessen, man kann das alles im Detail nachlesen.

Ramelow: Ich fand es nicht akzeptabel, dass ihr in Hessen die Akten gesperrt habt. In Thüringen haben wir die Akten zugänglich gemacht, wir haben mittlerweile auch ein Mahnmal vor dem Landtag.

ZEIT: Haben Sie darüber viel gestritten?

Ramelow: Nein, das war nie Thema zwischen Volker und mir.

ZEIT: Warum nicht?

Ramelow: Weil ich persönlich viel zu tief dringesteckt habe. Als ich in der *Bild*-Zeitung die Fotos von dem ausgebrannten Wohnmobil und den beiden Uwes gesehen habe, von Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos, da bekam ich plötzlich Schüttelfrost, ich reagierte körperlich auf diese Bilder. Ich hatte keine Erklärung dafür. Ich fragte mich: Was habe ich mit den beiden Toten zu tun?

ZEIT: Was war die Antwort?

Ramelow: Da muss ich ein bisschen ausholen. In den Neunzigerjahren, ich war Landesvorsitzender der Gewerkschaft, wurde in unserem Gewerkschaftshaus in Erfurt die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht gezeigt. Es gab damals einen berüchtigten Rechtsterroristen, den Juristen Manfred Roeder, der wollte diese Ausstellung zusammen mit ein paar anderen Schlägern zerstören.

Bouffier: Ein furchtbarer Typ. Den kannte ich nur zu gut. Der hat mich dauernd wegen irgendwas verklagt.

Ramelow: Roeder versuchte, mit einer Spraydose das Wort »Lüge« auf die Schautafeln der Ausstellung zu sprühen, ich ging dazwischen und packte ihn an der Hand. Es kam zu einem Prozess gegen ihn, in dem ich als Zeuge auftrat.

ZEIT: Was hatte der Prozess mit dem NSU zu tun?

Ramelow: Das dämmerte mir, als ich Jahre später beim Anblick der beiden Uwes diesen Schüttelfrost bekam. Ich schaute mir die archivierten Videos über den Roeder-Prozess noch einmal an. Und da sah man es, klar und deutlich: Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt saßen damals im Gerichtssaal, und als ich aus dem Saal ging, verfolgten sie mich. Da ergab schlagartig alles Sinn: In der Zeit nach dem Prozess wurden die Reifen unseres Dienstwagens mehrmals zerstochen und die Bremsschläuche angeschnitten. In meinem Büro wurde eingebrochen, im Keller Feuer gelegt, einmal berichtete mir der Hausmeister, dass zwei unangenehme Typen nach mir gesucht hätten. Ich hatte das immer als Einzelvorkommnisse verbucht. Und dann verstand ich: Das sind die Männer, die mir Angst gemacht hatten. So viel Angst, dass meine Seele zugemacht hatte. Ich hatte das all die Jahre nicht an mich herangelassen.

ZEIT: Die Fotos der beiden Mörder öffneten Ihren Panzer.

Ramelow: Ich war später bei einer Traumatherapeutin. Sie sagte mir: Wenn Sie derart persönlich betroffen sind, müssen Sie immer in der Lage sein, sich aus der Situation wieder rauszunehmen. Deshalb habe ich es vermieden, mich bei dem Thema parteipolitisch zu sehr einzumischen. Und deshalb habe ich Volker nie Vorwürfe gemacht.

ZEIT: Kannten Sie diese Geschichte, Herr Bouffier?

Bouffier: Nein. Ich höre sie zum ersten Mal.

ZEIT: Sie haben vorhin beschrieben, wie wichtig es Ihnen ist, auf den politischen Gegner zuzugehen. Gilt das auch für die AfD?

Bouffier: Ich habe einen Bekannten, der hat mir von seinem Steuerberater erzählt, der gleichzeitig sein Nachbar ist. Eigentlich ein ordentlicher Mann, aber der ist jetzt bei

der AfD. Ich habe meinem Bekannten gesagt: Dein Steuerberater ist vielleicht kein übler Mensch, aber ich würde mit dem nichts mehr zu tun haben wollen.

ZEIT: Sie würden den Kontakt abbrechen?

Bouffier: Ja, ich würde sagen: Pass mal auf, Kamerad, solange du hinter Höcke herläufst, sind wir geschiedene Leute.

ZEIT: Und wie halten Sie es mit der sogenannten Brandmauer?

Bouffier: Die Brandmauerdebatte ist eine mediale Inszenierung, die niemandem wirklich hilft. Die Union wird früher oder später die Frage beantworten müssen: Sind wir nur noch dazu verdammt, thematisch hinter einer 14-Prozent-Partei herzulaufen, also hinter der SPD? Oder befreien wir uns aus dieser Nummer? Das wird die Debatte der nächsten Jahre sein. Es kann nicht sein, dass wir auf Politik verzichten. Dass wir einen Antrag nicht stellen, nur weil SPD und Grüne den ablehnen und wir damit rechnen müssen, dass die AfD zustimmt. Stellen wir den Antrag nicht, fragen uns die Leute: »Ja, wofür gibt's euch eigentlich?« Dieses Dilemma aufzulösen, ist schwer. Die Brandmauer hilft da in keiner Weise.

ZEIT: Finden Sie, die CDU sollte näher an die AfD heranrücken?

Bouffier: Nein. Es muss immer klar sein: Mit denen haben wir nichts, aber auch gar nichts zu tun. Der Hauptgegner der AfD sind wir, die CDU. Die Grünen brauchen sie noch als Widerlager, die Linken auch. Die SPD nehmen die gar nicht mehr ernst. Die CDU ist die letzte Bastion, die den Durchmarsch der AfD in die Breite verhindert. Das muss uns immer klar sein: Die sind eingebrochen in die bürgerliche Welt. Deren zentrales Ziel ist es, die CDU zu zerstören. Und trotzdem muss man natürlich versuchen, politische Akzente zu setzen.

ZEIT: Einige Ihrer Parteikollegen sind offen für Schwarz-Blau. Sie sagen, die AfD werde sich selbst entzaubern, sobald sie an die Macht gelangt. Wie sehen Sie das?

Bouffier: Das ist grundfalsch. Bislang sind alle Versuche, die Extremisten einzufangen, gescheitert. Es spricht nichts dafür, dass das gelingen könnte. Diese Partei hat sich immer mehr radikalisiert, mit denen können wir nicht zusammengehen. Die

jetzt einfach mal probieren zu lassen, das würde unser Land einer Entwicklung ausliefern, die ich aufs Gröbste schädlich finde.

ZEIT: Was schlagen Sie stattdessen vor? Soll die CDU ihr Verbot aufheben, mit der Linkspartei zu koalieren?

Bouffier: Nein. Auch das würde die Partei zerreißen. Ich blicke mit Sorge auf die nächsten Landtagswahlen. Auf Sachsen-Anhalt. Oder auf Mecklenburg-Vorpommern. Dieser Knilch von der AfD dort, den kennst du doch auch noch von früher, Bodo, der war mal Radiosprecher bei Radio FFH in Hessen.

Ramelow: Ja, ich erinnere mich!

Bouffier: Der war eigentlich ein ganz sympathischer Vogel. Der liegt da bei fast vierzig Prozent! Und unsere Truppe? Bei nicht mal fünfzehn. Da kannste verzweifeln.

ZEIT: Wie sollen in den ostdeutschen Landtagen Mehrheiten ohne die AfD entstehen?

Bouffier: Am Ende wird es irgendeine Form der Zusammenarbeit mit der Linkspartei geben müssen. Wahrscheinlich eine, die wir uns früher nie hätten vorstellen können. Ich persönlich würde diesen Weg vielleicht sogar gehen, aber ich werde einen Teufel tun, das jetzt öffentlich zu empfehlen. Wir müssen in der CDU erst mal sehen, dass wir möglichst viele Stimmen ins Körbchen bekommen und die eigenen Reihen schließen.

ZEIT: Einige in Ihrer Partei sagen, die Linkspartei sei ähnlich radikal wie die AfD.

Bouffier: Das sehe ich anders.

Ramelow: *(zeigt auf Bouffier)* Dieser Herr hat mich, als wir Ministerpräsidenten waren, zum Bundesratspräsidenten gewählt!

ZEIT: Was wäre passiert, wenn damals in Ihrer Runde der Ministerpräsidenten ein Kollege der AfD gesessen hätte?

Ramelow: Die Ministerpräsidentenkonferenz ist eine Runde, in der sich die Länder gegenüber dem Bund positionieren, die Beschlüsse werden meist einstimmig

gefasst. Und alle Mechanismen, die es in einem solchen Gremium gibt, verändern sich sofort, sobald jemand reinkommt, der die Regeln nicht einhalten will. Ich habe selbst oft mit Beschlüssen gehadert, manchmal haben die mich parteipolitisch an die Grenze meiner Glaubwürdigkeit gebracht. Ich habe meist eine Protokollnotiz abgegeben, um meine Vorbehalte zu unterstreichen. Aber ich habe nie das Gremium als solches infrage gestellt.

ZEIT: Und Sie glauben, dass ein Ministerpräsident der AfD das anders handhaben würde?

Ramelow: Wir erleben die Erosion der Institutionen ja gerade in Thüringen. Dort hat die AfD im Landtag mehr als ein Drittel der Sitze und erpresst damit die Mehrheit. Bei der Wahl der Richter zum Beispiel. Oder erinnern Sie sich an die konstituierende Sitzung des Thüringer Landtags? An den Alterspräsidenten der AfD, der nur die Sitzung leiten sollte und sich plötzlich anmaßte, die Rolle des Parlamentspräsidenten zu übernehmen? Das ist mir unter die Haut gegangen. Die AfD respektiert die Gremien nicht, sie nutzt sie, um sie von innen heraus zu zerstören.

ZEIT: Was bedeutet das für die anderen Parteien?

Ramelow: Dass wir uns nicht mehr in einem Konflikt zwischen konservativ und progressiv befinden. Die gemeinsame Konfliktlinie ist die zur Verteidigung von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Freiheit. Das müssen wir klarhaben. Wir sind geübt darin, uns am konservativen oder progressiven Gegner abzuarbeiten. Wie man die Freiheit gegen ihre Feinde verteidigt, das müssen wir neu lernen. Mit Konservativen oder Progressiven kannst du Vereinbarungen treffen. Mit den Feinden der Freiheit nicht.

Bouffier: Ich will auch, dass wir den Staat, seine Institutionen, seine Funktionsfähigkeit sichern. Und da glaube ich, dass die Minderheitsregierungen in Thüringen und Sachsen einen Weg aufzeigen, wie das gehen könnte.

ZEIT: Wenn von der CDU bis zur Linkspartei alle Parteien näher zusammenrücken: Verlieren sie dann nicht ihr Profil?

Bouffier: Die Gefahr ist da. Aber es ist ein großer Unterschied, ob ich die Linke zu meinem Koalitionspartner mache oder ob ich versuche, im Interesse des Staatswohls

bestimmte Dinge möglich zu machen: die Verabschiedung eines Haushalts. Oder die Wahl der Verfassungsrichter. Dafür muss ich noch lange keine Koalition eingehen.

Ramelow: Genau aus diesem Grund stimmen wir als Linke nicht gegen das Rentenpaket. Und in Thüringen nicht gegen den Landesetat. Wir enthalten uns und ermöglichen ihn dadurch. Oder nehmen Sie die Kanzlerwahl: Nach dem gescheiterten ersten Wahlgang von Friedrich Merz haben wir für einen zügigen zweiten Wahlgang gestimmt. Einige Kollegen aus meiner Fraktion fürchteten damals, die Wähler könnten denken, dass wir Friedrich Merz unterstützen. Ich habe ihnen gesagt: »Der Merz bekommt unsere Stimmen nicht. Die Demokratie bekommt unsere Stimmen!«

ZEIT: Was haben Sie gedacht, als Merz im ersten Wahlgang nicht gewählt wurde?

Ramelow: Willkommen in Thüringen! Alle waren schockiert. Ich kannte das schon, ich war der Ruhigste im Haus. Aber natürlich hätte das nicht passieren dürfen: die Kanzlerwahl, die Wahl der Verfassungsrichter, das Rentenpaket. Eigentlich gibt es für solche Dinge Kommunikationskanäle. Aber in dieser Regierung funktionieren die nicht.

Bouffier: Ja. Die Fraktionsführung der CDU ist nicht gut. Ich bin von Jens Spahn enttäuscht. Er müsste es besser wissen.

ZEIT: Sie haben vorhin betont, wie wichtig gutes politisches Handwerk ist. Warum läuft es so schlecht in der derzeitigen Regierungskoalition?

Bouffier: Ach, ich will keine Noten vergeben von der Tribüne aus. Aber es läuft nicht gut, das ist klar.

Ramelow: Man könnte manchmal denken: Sie können es nicht. Volker hat vorhin das Stichwort genannt: Zuverlässigkeit. In dem Moment, wo du im Kabinett etwas beschließt, musst du wissen, dass du das in deiner Koalition auch abgesichert kriegst. Man kann sich nicht vor die Presse stellen und sagen: Ich erwarte von meiner Fraktion, dass sie diesem und jenem zustimmt. In dem Moment, wo du das öffentlich machst, hast du schon fast verloren. Man kann immer eine Lösung finden. Die entscheidende Frage ist: Will man das überhaupt? Ich denke bei vielen Konflikten: Da streiten sich Leute, die eigentlich gar keine Lösung wollen.

Bouffier: Ich will an dieser Stelle die Regierung aber auch mal in Schutz nehmen, der Fairness halber.

ZEIT: Bitte.

Bouffier: Die heutige Zeit ist mit der Zeit, in der Bodo und ich in Hessen und Thüringen regiert haben, schwer zu vergleichen. Krieg in der Ukraine, eine wahnsinnige Regierung in Washington – das sind schon riesige Herausforderungen.

Ramelow: Und wir haben es mit einer digitalen Welt zu tun, in der alles immer noch schneller und weiter negativ zugespitzt wird. Das ist brutal.

Bouffier: Man sagt immer: Es kommt eine Zeit, und es geht eine Zeit. Und wenn eine Zeit kommt, ist es wie eine eruptive Macht. Da kann man nichts tun. Gerade ist die Zeit der Populisten gekommen.

ZEIT: Sind auch Sie mit dafür verantwortlich, dass die Populisten so erfolgreich werden konnten? Haben Sie Fehler gemacht?

Ramelow: Ich gucke sehr selbstkritisch auf die Coronazeit. Da kann ich mittlerweile nüchtern analysieren, wo ich Fehler gemacht habe. Zum Beispiel hätten wir im zweiten Jahr keine Schulen und Kindergärten mehr schließen dürfen. Oder die Gebietsreform, die wir in Thüringen versucht haben und die krachend gescheitert ist, weil wir die Menschen nicht mitgedacht haben. Wir hatten nur eine Stimme Mehrheit und dachten, damit könnten wir Landkreise neu sortieren. Wir haben uns verhoben.

Bouffier: Natürlich haben wir alle Fehler gemacht. Aber was man nicht vergessen darf: Der Aufstieg der Populisten ist ein weltweites Phänomen. Die Ränder wachsen. Die Mitte schmilzt wie Eis in der Sonne. Schauen Sie nach Frankreich, da haben die Konservativen, unsere Partnerpartei, noch sechs Prozent, glaube ich. Und die Sozialisten ...

Ramelow: ... fast gar nichts mehr.

Bouffier: Schauen Sie nach Belgien, nach Italien, nach Spanien. Über die USA und Mittelosteuropa wollen wir gar nicht reden.

ZEIT: Welchen Rat würden Sie der Bundesregierung geben?

Bouffier: *(seufzt)* Also, mein Rat, falls mich jemand danach fragt: Hört auf zu streiten! Ihr müsst es schaffen, euch intern zu einigen, wirklich intern. Streit ist der Tod dieser Koalition und mittelfristig auch der Tod unserer Demokratie. Es gibt Leute, die halten Streit demokratietheoretisch für was ganz Großartiges. Das habe ich schon immer für Quatsch gehalten. Und noch etwas: Vermeidet allzu große Ankündigungen. Das geht immer schief.

ZEIT: Herr Bouffier, Sie hatten als junger Mann einen schweren Autounfall. Später, als Sie Ministerpräsident waren, wurde bei Ihnen Krebs diagnostiziert; morgens gingen Sie zur Bestrahlung, nachmittags in die Staatskanzlei. Haben diese Schicksalsschläge Ihren Blick auf Politik verändert?

Bouffier: Man lernt natürlich schon, dass es Dinge gibt, die wichtiger sind als Politik. Seit meinem Unfall empfinde ich Dankbarkeit. Wenn man älter wird, wird man ja nicht unbedingt klüger. Aber ich werde immer dankbarer.

Den Autounfall hat Volker Bouffier, damals 22 Jahre alt, nur knapp überlebt. Sein linkes Bein wurde zertrümmert, zwei Halswirbel wurden gestaucht. Die Ärzte bohrten ihm Löcher in den Schädel, montierten daran eine Vorrichtung mit einem 14 Kilogramm schweren Gewicht und ließen ihn tagelang in Schräglage ausharren, um die Wirbel auseinanderzuziehen.

Bouffier: Ich habe mich lange daran abgearbeitet, was alles nicht mehr geht. Ich habe vor dem Unfall viel Sport gemacht, Basketball gespielt, in der Bundesliga, viermal die Woche Training. Ich war Jugendnationalspieler, stolz wie Oskar. Nach dem Unfall habe ich zwei Jahre gebraucht, bis ich wieder stehen konnte. Ich konnte keine Turnhalle mehr betreten, keinen Sportplatz. Ich habe das kompensiert, indem ich in der Zeit mein Jura-Examen gemacht habe, ich wollte mir nicht selbst bescheinigen, dass alles vorbei ist, dass ich ein Krüppel bin. Mit den Jahren wurde es besser. Als die Kinder da waren, habe ich mit ihnen sogar ein bisschen Basketball gespielt. Aber die körperlichen Folgen des Unfalls spüre ich bis heute.

Ramelow: Ich erinnere mich, wie wir mal an der innerdeutschen Grenze zwischen Hessen und Thüringen zusammenstanden, auf irgendeinem Termin. Wir sollten einen

Abhang runterlaufen. Und ich merkte plötzlich: Volker kriegt das nicht hin. Da habe ich ihn untergehakt, und dann sind wir zusammen runter.

ZEIT: Eine letzte Frage: Sie wurden unabhängig voneinander mal nach Ihrem Lieblingsfilm gefragt. Sie, Herr Ramelow, sagten: *Das Leben des Brian.* Und Sie, Herr Bouffier: *Ein Fisch namens Wanda.* An beiden Filmen haben Mitglieder der Komikergruppe Monty Python mitgewirkt. Wenn man versucht, politische Gräben zu überwinden: Hilft es da, wenn man denselben Humor hat?

Bouffier: Es schadet jedenfalls nicht.

Ramelow: Im *Leben des Brian* gibt es ja diese herrlichen Szenen über das Spaltertum, in denen die »Volksfront von Judäa« gegen die »Judäische Volksfront« kämpft. Da bist du mitten auf dem Parteitag der Linkspartei.

Bouffier: Ich wollt’s gerade sagen!

Ramelow: Ich bin manchmal an meiner Partei verzweifelt. Und wenn ich richtig verzweifelt war, dann hat meine Frau gesagt: Komm, wir gucken uns jetzt *Das Leben des Brian* an. Und das haben wir dann gemacht, bis zum Ende. Bis zur Schlussszene mit dem wunderbaren Song: *Always Look on the Bright Side of Life!*